

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 51

Artikel: Vo zweune Aschter

Autor: Balmer, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646985>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rinnen steht die Liebe, nicht daß wir Gott geseiht haben, sondern daß er uns geseiht und seinen Sohn gesandt hat". Das wahre Weihnachtsfeiern ist immer ein Hinnnehmen der göttlichen Liebe, die zu uns gekommen und uns erreichend fundgetan, daß Liebe Hinoabe. Entäußerung, Opfer ist. Aber nur der hat Weihnacht höriffen und recht gefeiert, der nun, von der ewigen Liebe selbst gelehrt, selbst in die Wege der Hingabe tritt, bereit ist, auch seinerseits sich herniederzunehmen und Weare dienender Demut zu schreiten. Drum wird auf jeder wahren Weihnachtsfeier bei allem heiligen und hellen Glück doch auch immer die Weihe eines tiefen Ernstes ruhen. Nicht umsonst heißt sie die heilige Nacht.

In diesen Weihnachtstagen wird ringsumher wieder das gewaltige Weihnachtslied gesungen, dem unser schweizerischer Tönemeister Hans Georg Nägeli seine meistästische Schönheit gegeben. In diesem Liede steht ein Vers, der vielleicht am meisten gesungen wird, und der doch von besonderem Reichtum ist:

„Er heiligt seine Brüder und stärkt sie wunderbar,
er bringt die Unschuld wieder, die längst verloren war,
der Tuend Bahn zu wallen, macht er sein Volk oefmidt,
daß Gott mit Wohlgefallen auf unsere Erde blickt.“

Das ist Erkenntnis des tiefen Sinns und Ziels der wahren Weihnachtsaabe, des Kommens Christi. Er ist in die Welt hineintraten, um Menschen aus der Welt herauszuretten, Menschen, die sich nicht in den Tauem des Irdischen hineinzwingen lassen. Er nimmt sie mit hinein in seine Leidensrichtung und Bewegung. Er löst sie aus Bindungen und Verstrickungen, nicht um eine abgesonderte Eliteschar zu bilden, sondern um sie gereinigt und achtgeehnzt der Welt zurückzugeben, zum Überwinden, nicht zum Ueberwundenwerden. Menschen, die es wagen, anders zu sein als die übrigen; denn nur das Anderssein rettet, am Gleichsein und Gleichseinwollen, an den Kompromissen und Konzessionen ist die Welt zu Tod erkrankt. Er stärkt sie; denn dieses Kind von Bethlehem ist zum Inbeariff der Stärke geworden, zum Träger höchster Kraft. Er schafft das Wunder, daß schwache Menschen sagen können: wenn ich schwach bin, so bin ich stark; in der Schwäche vollendet sich die Kraft. Und dieser Starke „bringt die Unschuld wieder, die längst verloren war.“ Sein lichtflares, arundernes Wesen ist wie der tiefe, reine See, in dem die Menschheit ihr getrübtes Bild und Wesen schaut, der aber zugleich die Schuld in seine verschwiegene, stille Tiefe aufnimmt. Drum läßt Lenau seinen Savonarola in seiner Weihnachtspredigt sagen:

Und wenn du nachts am Waldesquelle deint sinnend Haupt
wehmütig senfst
und bei der klaren Silberwelle an deinen trüben Wandel
denfst,
Was kann die Trauer dir bezwingen im stillen Wald,
am Quell, so klar?
Was hörst du aus den Wassern singen für Lieder, tröstend
wunderbar?
Was hat den Balsam deiner Wunde und deinem Schmerze
Ruh gebracht?
Es ist die süße Friedenskunde aus einer längstvergangnen
Nacht.

Aber der, der in dieser längstvergangnen Nacht gekommen ist, läßt einen Unschuldszustand nicht nur für den Einzelnen, auch für die gesamte Menschheit hoffen. Er weist voraus in eine Zeit, da Gott wieder „mit Wohlgefallen auf seine Erde blickt“. Durch ihn werden wir Wartende, Hoffende.

Wer die Gabe und die Verheißung dieser heiligen Nacht, der Weihenacht, mit seiner Seele ergriffen hat, der hat die Weihe für sein Leben empfangen. Wie manche Weihenacht wird gefeiert, die Herz und Wesen weihelos läßt. Aber gerade nach Weihe des Wesens verlangen wir. Vor hundert Jahren nannte man es Menschenwürde, was man als Adel

und Erziehungsziel ersehnte, aber es war doch im Grunde noch eine verfeinerte Blüte der Tschultur, was damit erstrebt und erreicht war. Dann nannte man es Persönlichkeit; aber es lag auch in diesem Persönlichkeitskultus noch viel gefährliches Beharren auf unerlöstem Wesen. Laßt uns aus heiliger Weihenacht das Wort Weihe erfassen und festhalten. Haben nicht alle, die sich vor seiner Kriive gebeugt, eine ganz neue Weihe ihres Wesens, ihres Willens, ihres Standes, ihres Berufes erlebt? Einst haben als Erste stille Hirten von Judäa vor ihm gekniet, als hätten sie gewußt, daß er einst ihren Hirtenberuf in einzigartiger Weise weihen würde. Und er hat ihn mit höchstem Adel gekrönt, als er sein Leben hingab für seine Herde. Es haben Weihe ihm gehuldigt, weil sie gewußt, daß er die Weisheit im höchsten Sinne adeln werde. Die fromme Legende nennt sie Könige, die ihm von ferne ihre Geschenke gebracht, und es kam die Zeit, da er den Königsberuf mit höchster Weihe krönte, als er sein stil's Rēnigung des Dienens begann. Er weiht noch jetzt jeden Stand und Beruf mit einziger Weihe. Er schenkt dem Künstler reinste Inspirationen, weiht dem Erzieher edelstes Erziehungsziel, er taucht des Arbeiters schlichtes Werk in Ewigkeitsbedeutung, er, dessen Hände selbst das Werkzeug trugen. Er weiht des Arztes ernsten Beruf mit der tiefsten Erkenntnis alles wahren Helfens: „fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen“. Er weiht das Wirken des Dieners der Rechte; denn er will, wie die Schrift vom Messias sagt, „das Recht wahrhaftig halten lehren“. Er tritt vor den Förscher alter und neuer Sprache, der den innerlichsten Klang und Ton überhören will, mit der arroken, dringlichen Lebensfrage: „Warum verstekt ihr meine Sprache nicht?“ und läßt den Jünger der Gottesgelehrtheit spüren, daß in ihm alle Verheißenungen ja und amen geworden sind.

So weiht er unser Wesen und Wirken. Nicht „Eingeweihte“ sollen wir werden, wie es jetzt viele wieder werden wollen, nicht Eingeweihte mit tausend Geheimnissen, die man ängstlich vor den andern verbergen muß, nein, aber Geweihte mit einem einzigen Geheimnis, das aber genügt zum Leben und zum Streben und von dem die Bibel sagt: Ründlich groß ist das göttliche Geheimnis: Gott ist offenbart im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschieren den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit.

Weihnachtshoffnung.

Wer horcht nicht bang in dieser Zeit?
In dunklen Weltgewittern grollt
Und flammt der unglückselige Streit
Um Brot und Freiheit, Macht und Gold.

Die Hoffnung bleibt: Es wird einmal
Die letzte Selbstsucht von uns geh'n,
Und unter'm Weihnachtskerzenstrahl
Wird jedes Herz in Blüte steh'n!

H. Thurow.

Vo zweune Aschter.

Von Emil Balmer, Bärn.

Bor der Stadt uße, inere alte Chüsgruebe inne su usemene Ghüderhuuse zwei halbverblüetti Aschter gläge, es wñhes un es rots. Halb dür u lümpelig su ne d' Bletter abeghanget, aber mi het doch gseh, daß es einisch prächtig schöni Blueme müeze gsi su.

„O, jere, jere, mueß i jeß scho stärbel!“ jammeret ds roten Aschter. Os andere, wo e Btz dervo ewägg glägen isch, ghörts u liegt ume: „Wo büss du usgwachse, du chunnisch mer eso b'könnig vor,“ seits zum rote.

„E, vomeile groke, schöne Garte dert am Värg äne chumten i, mi seit ihm ds Paradisli.“



L. Bechstein: Weihnachtskantate.

„Das han i doch grad dänkt“, seit ds wñze, „i chume ja o vo dert; es het mi doch de vo dñecht, mir sñgi der vorder Bystig zäme i d'Stadt gñahre. Ueli Frau het is s'Märit gñuehrt uf e Parlämäntsplatz. Daß mir jeß da grad wider müesse zäme cho, jeß bricht, wi isch es der gange!“ — — — Ds rot Uschter het sñs Chöpfli müehsam usgha u sech wider e chlei bñhnt u asa rede: „Also, chuum sy mer uf em Märit gñi, chunnt e Händler u chouft mi. Du bin iine groke, prächtige Laden hne cho, wi-n-i no myr Läbtig lene gñeh ha; dert het me mi zwäg gmacht, e Draht um my Lñb ume trädelet u mi mit emene Huufe andere Schwöschtere in es wñderbars großes Vase ngstellst. Immt i anderne schöne Blüeme inne bin i du gñi. U Tüsigi u Tüsigi vo Mönchsche sy a mer verbn u di meischte hei mi fründlig agluegt u aglächlet u bewunderet: „Ah,

wi nätt, lie wi schön, ach wi wundervoll.“ So isch das di ganzi Zyt gange. Das het mer de wohl ta, i cha nid sage wie, u i ha mi asa uflah u meine. — „Eh, we d'doch sñvel schön bisch gñi, warum het di de niemer ghousf,“ pängglet jeß ds wñze derzwüsche. — „I bi halt vil z'tüür gñi, es het mi niemer vermöge z'chouse u drum han i dörse wñter glänze i däne prächtige Spiegle. Em Abe sy mer de alli rot u grüen belüchtet worde, als isch vor is zueche still gstanne u het is agstuinet — Oh, wi isch das albe schön gñi — gwüsz, gwüsz chan es im Himmel obe nid schöner sy, nei gwüsz nid — — —“

„Ja nu,“ het jeß ds wñze agfange, „da han i de richtig scho weniger z'ruehme. Es het mi lang niemer wölle am sälbe Bystig uf em Märit, es het gwüsz scho zwölfli glütet am Münschter unne, wo äntlige e Frau äho isch mit eme bleiche u thummervolle Gñicht u verpläarete Auge u si myner erbarmet het. I ha gñeh, daß si mit Müeh ds Gäd zämebracht het für mi z'erhande. — Si het mi heitreat in es armjäligs Stübeli vomene Hinderhus, wo nie kei Sunne het häre gñhme. Si het mi ine chachell-gñhirige Hafe ta u mi vor ds Bettli vo ihrem chrankne Chindli gestellt. Di ganzi Nacht hei mer zäme gwachet, di armi Frau un i, bi däm totchrankne Chindli u hei zum liebe Gott hättet, är möcht doch das zarte Läbe u der Mueter di einzigi Freud nid la stärbe. U zu allem Wache u Bätte het di gueti Frau no gñchaffet, het gnäit so sträng si het möge, aber mängisch het si's nid meh gñeh z'schaffe, wil ere d'Auge voll Träne sy gli. Lang, lang het mi ds Chindli mit fieberige Auge agluegt un äntlige, äntlige het es drab schönne nschlaf. U wo's am Morge wider erwachet, isch es grettet gñi. I bi nid vom Bett ewägg cho. Di gueti Frau het mi pflegt u hñrget grad wi ihres chrankne Chinn u si hei beidi zäme e grüsligi, grüsligi Freud gha a mer. „Que,“ fahrt ds Wñze ganz ergeschteret wñter, „i ha nid viel gñeh i mym Läbe, das nid, aber däne Lüt wo mi hei gha, däne bin i öppis gñi, däne han i öppis bedütet. — Si hei's nume zguet mit mer gmeint, si hei mer z'warm gha u drum bin i chrank worde. Aber i ha gñeh, wi-n-es di armi Frau het duuret, wo si mi het ewägg gleit.“ — „I hätt nid wölle mit der tuusche,“ leits rote Uschter spitz u laht syner glehnite Blettli no chisch im halte Lüft ume wirble. — „Ömel i bi mer sñride,“ fahrt ds andere wñter, „jeß sy mer ömel am glynchen Ort gläntet, we d'sho so vil schön bisch gñi weder i u so schüderhaft bisch bewunderet worde.“ — — — „Ja, ja, aber weisch, we du wñzisch, wi das schön isch gñi — oh, wenn i nume no en einzige Tag zruugg hönnnt i di Bracht.“ Druf het ds rote asa weebere.

„Bisch jeß still, mir wei lieber bättle,“ leits ds wñze, leit syner schmale Blettli lñsli zäme u empfiehlt sy Seel em liebe Gott. — — — Ds rote het no e Chehr giammeret — äntlig wirds o still. Si sy beidi nschlaf für nimmen z'erwache. — Da chunnt e Ma mit ere Bäinne Schutt u schüttet di zweu Uschter zue.....

Rudolf Trabold.

In der Fremde ist der Schweiz ein echter, warmblütiger Heimatdichter erstanden. Wir hätten diese Tatsache eigentlich längst schon vermelden sollen. Im Jahre 1911 erschien bei A. Franke in Bern Rudolf Trabolds Roman „Zwei Dächer“. Es gab da bei allen Freunden der Heimatkunst ein erstauntes und freudiges Aufhorchen. Das Buch sah fast aus wie ein Programm: Heimatschutz übertragen auf das Gebiet der schönen Literatur, aber nicht nur im Stoff, sondern auch in der Darstellung. Die beiden Dächer: das auf dem währschaften altbernischen Bauernhaus in der Fröscheegg und das verdrückte auf der modischen Villa in der Stadt, werden dem Dichter zu Symbolen einer bodenständigen und darum echten und achtenswerten und einer unrechten, dem